

Oliver Fuglister

16. Portfolio. Juni 2014

Unsichtbare Wirklichkeiten

Wissen wir denn, wie nahe wir am Abgrund wohnen; wie nahe die Kälte des Morgens, die Hitze des Mittags, die allmähliche Kühlung des Abends, die Schreie der Amseln, das Klappern der Störche, die Gesänge der Frösche, das Zetern der Elstern, das Klatschen der Stichlinge, das Klopfen der Schwäne und der Tau in der Frühe unter dem letzten vorbeidrehenden Stern uns noch sind?

Die Gedichte, die ich zurzeit schreibe, versuchen, die natürliche Realität in einer Art metaphysischen Überhöhung zu erkennen und nicht deuten; gleichzeitig wird die Metaphysik in der Form, in dem heutigen Portfolio: das Pantum, gebrochen und gezügelt.

Noch immer befinde ich mich in diesem Zwischental zwischen Prosa und Lyrik, zwischen Erhabenem und Mittlerem. In meinem Roman, -- ich stecke momentan im 11. Kapitel –, versuche ich bei jeder Gelegenheit, einen Höhenflug anzustimmen, der so ganz und gar nicht in die prosaische Welt zu gehören scheint, aber gerade dadurch diesen Realismus bricht und zügelt und erweitert um ein Vielfaches an unsichtbaren Wirklichkeiten. So glaube ich wenigstens.

Ich habe in dieses Portfolio auch einen Eintrag aus dem Lyrik-Glossar eingefügt, das ich für [Pro Lyrica](#) schreibe. Es ist ein kleines poetisches Manifest für unsichtbare Wirklichkeiten. Danke für das Lesen!

Oliver Füglister

im Juli 2014

Ein Satz aus Proust

Doch, wie gewisse Kränkelnde, bei denen plötzlich das Land, in dem sie angelangt sind, oder eine veränderte Diät manchmal eine organische Evolution, spontan und geheimnisvoll, einen solchen Rückgang ihrer Erkrankung herbeizuführen scheinen, dass sie gar die unverhoffte Möglichkeit ins Auge zu fassen beginnen, spät noch ein ganz anderes Leben zu beginnen, fand Swann in sich, in der Erinnerung der Phrase, die er gehört hatte, in gewissen Sonaten, die er sich hatte vorspielen lassen, um herauszufinden, ob er sie darin nicht wiederentdeckte, die Gegenwart einer dieser unsichtbaren Wirklichkeiten, an die er zu glauben aufgehört hatte, und denen er, als hätte die Musik auf die moralische Trockenheit, an der er litt, eine Art auswählenden Einfluss, erneut sein Leben zu widmen den Wunsch und fast die Kraft fühlte.

Moderne ist immer, Moderne ist nie. Jeder Schritt in der Geschichte, jeder Buchstabe auf dem Papier – führen näher heran und weiter weg.

Die Renaissance, die Aufklärung allgemein, kann als unterste Ausgrabungsschicht verstanden werden, als erste Schicht der Zwiebel, die eine Aufschrift trägt, „Der Mensch schreitet fort“.

Die Kritik wurde schnell auf den Plan gerufen und geworfen: Schon Göthe sah in den 35 Bänden der Enzyklopädie (1751-1780) eine Art Trennmauer zwischen Empfindung/Aussage und Verstand/Erklärung, eine Zerstörung der Natürlichkeit. (Lasst uns mal Rousseau mit Eselsohren in die Ecke schicken für dieses Thema, wir brauchen dich nicht, Jean-Jacques!)

Während Schlegel und Hegel die Zeitgeschichte mit Brecheisen aus der antiken Verankerung hebeln und schlegeln wollten, mit der französischen Revolution ein neues Stadium der Geschichte erreicht sahen, stemmte Baudelaire eine neue Ästhetik des Hässlichen, Grotesken, des Schmerzes in den Blick des Lesers, die man durchaus als in der Entfremdung eben dieses neuen Stadiums wurzelnde Perspektive verstehen darf.

Was soeben erst, eben gerade (lat. modo) entsteht, ist unser menschlicher, literarischer Horizont, nicht immer Avant-Garde, Vorhut, aber meist sehr weit in Feindesland vorgesandt, und manchmal hüten sich die Lyriker zu stark und sind zu oft auf der Hut vor den Impulsen, die den Menschen weiter, fort und fort treiben, und obwohl es uns graust, reiten wir geschwind, auch wenn das Geschöpf bereits tot in unsern Armen liegt...

Letztlich ist jedes literarische Handeln damit ein Effort und Elan, jenes, „was die Mode streng geteilt“, wieder in eines, in ein Ganzes zurückzuführen oder, mit dem Dichter zu sprechen, zu „-binden“. Und dieses findet sich vielleicht wirklich erst – am Horizont; da, wo man gerade nicht ist und gleich sein wird, eben war und schon wieder nicht.

**Was ist denn?
Kannst du noch sagen
Was gut ist
Was bejaht
Ohne es
Und
Trotz deiner Freiheit
Freiheit zur Wahl
Umzuwenden –
Die Glätte und Rundung der Vokale
Zu versteifen und aufzurauen
Bis zum stumpfen Laut –
Musst du das Heute denn
Häuten und seine Haut
Nach aussen gewandt
Der Vergangenheit entgegen
Halten?
Ist es denn Wagnis
Die Zahl auf der Münze
Für die Figur darauf
Aufzugeben
Da sie doch
Wenn auch abgewandt
Bleibt?
Was ist's denn
Das dich in die Arme
Von Einsamkeit und Verzicht treibt?
Schickst du nicht
Die Suche statt der Flucht
Vor?
Entwendest du dich**

Der Zukunft?

Du sagst

Die Ewigkeit ist im Heute

Zusammengeschnurrt

Wie eine Hundeleine

In der Hand des Herrn...

Ich sage

Erinnerst du dich

Wie wir aus dem Fluss steigen wollten

Und du die Dornen und Nesseln scheutest

Die seine Ufer bewachsen...

Liessest dich treiben

Bis zum Kiesstrand

Viel weiter unten

Trotz deines Wadenkrampfs...

Du aber sagst

Selten ist das Herz geworden

Das ich mit meinen Kindern gefüllt

Das ich meinen Kindern mitgeteilt

Das ich meinen Kindern fälle.

**Jede Entscheidung ist Entwendung
Kippenwurf. Meine roten Säcke
Blähen sich mit all den Sachen
Die selbst ich für nötig halte.**

**Heute gibt's nicht: Null Verwendung:
Lippendienst. Nutzen bringt nur Zwecke!
Leben wir denn durch die Sachen
Die selbst ich für nötig halte?**

**Schaffen doch nur in der Schändung
Bleibendes! Gecken die sich strecken...
Während ich mich bück für Sachen
Die selbst ich für nötig halte.**

**Jede Entscheidung ist Entsendung
Klippensprung. Niemand will sich hecken.
Stosse Karren voller Sachen
Die selbst ich für nötig halte.**

Behändige

Was dich bändigt:

Sandbänke und Unterspülungen.

Dein Griff hindert

Die Wendung. Führe Kühlung

Dem Mütchen zu: krumen-nah

Und doch nicht da

Erwägst du Inseln

(Irre Kapseln)

In inständiger Innervation

Und Kehraus des Unwirsch-Guten –

Nimm dich in die Hand – du

Arzneimittelschrank des Bögeln.

Du legst dir ein Geschirr an

Das nicht von hier. Flirren

Eines Bogens: kretine Krusten

Säumen die Kreten über die gespannt deine

Batteriebetriebene Ohnmacht –

Geweisselte Wand

Hinter der du das zu vermuten gelernt hast

Was dich zu versuchen reizt

Bewertete Irrsal

Deren Kurs du zu beeinflussen gelernt hast

Ohne ihn äffend eine Spur zu ändern –

Geisseltierchen und Irrlichter

Die dem Ahnen bahnen

(Rotes Rinnsal)

Fahrtenfurten zu

Inseln aus Brisen und Binsen...

Lauf! Sommerregen...

Fluten haben Humus geleckt

Und die Friedensglocke schwankt tonlos im Gust

Und dein Gesicht

**Schön wie die Ottobraunstrasse
Schön wie die Meretoppenheimerstrasse
Löst sich auf in meinem –
Lauf unbedacht auf Würde
Im Rücken
Die galoppierenden Wellblechhütten Harares – du
Die pochenden Opernbreschen Rimbauds – ich
(Und lange nicht zum letzten Mal!)
Und vor uns
Die Unmittelbarkeit fallenden Wassers
Halb Rutsche
Halb Peitsche –
Ein Lauf ohne Blick auf
Würde und Werden –**

**Aus Irrsal und Wirrnis
Wachs und Horn:
Mutterknochen des Materiellen
Der im Staub noch atmet...
Kreta ist nicht fern
Kreta ist nie fern...
Und die trotz allen Handels
Und trotz allen Handelns
Depletierten Vorratskammern der Plether
Trotzen weder der Geradlinigkeit
Semitischer Erzählung
Noch der abgebrochenen Prophetenrede
Wiederkehrender Geschehnisse und Gedächtnisse
Indogermanischen Erfahrens...**

**Habt ihr das Geräusch des Wassers gehört?
Frosch oder Ikarus?
Kennt ihr den Wert
Eines Froschgesangs?
Kennt ihr den Wert
Eines ikarischen Gesangs?
Hat nur Ikarus
Und der Frosch kaum
Würde?**

Die Sandbänke wachsen:

Es wird Sommer...

Auf den Fensterbänken

Der Saharastaub

Und in den Gestern hängen

Den Abziehbildchen gleich und den Blattknoten ähnlich

Dringend und engend

Die letzten Hasenpfoten

Kommerzieller Umnutzung –

Immer noch träume ich

Von diesem kutschenreinen Saal

Von diesem milchtropfenden Gaul

Von diesem unzeitigen Mahl

Von diesem ungefallenen Pfahl –

Wie eine tönernerne Tatze

Schlägt dieser Traum

An die Glocke der Entrinnung

Und währenddessen

Wächst in mir

Der umgedrehte Pelz eines Igels

Und vor dem Schnauben des Gauls

Der selten ist wie ein weisser Rabe

Wirbelt auf der Nebel

Zu galaktischen Blattern...

Ich sehe es

Ich sehe es

Wie durch den Boden einer Flasche

Bevor sie kreischend aufsetzt auf dem Strand

Sehe ich es

Und in die Reglosigkeit unserer Leben fällt

Als schöbe das Nebelhorn das Schiff voran

Die Fliegenklatsche der Liebe...

Ja

Ich habe es gesehen

Sehe es noch

Wie durch das Mass einer Hand und ihre leuchtenden Fingerkuppen hinweg

**Die Kruppe der unausweichlichen
Unabwendbaren
Unverwindbaren
Unumwendbaren
Baren Füße der Tatsachen
Weggewischt**

**Und da hinein
Schwing ich
Die Fessel der
Verheutigung.**

Eine weitere Rhapsodie, die ich ganz meiner Freundin Yvonne widme. Es ist dieses Gedicht eine ausschweifende Wortspiegelung zum Thema des Irrs, Irregehens und Irrewerdens und nimmt Themen auf, die uns inzwischen 40-jährige ungeheuer beschäftigen. Es ist auch ein Dank an alle meine Freunde, die mein Dichten von Anfang an angenommen haben. Jetzt lebe ich dafür – endlich, nach 40 Jahren.

**Doch ist's ein Kampf
Wahr sein und offen
Allen ein Krampf
Wollen nicht hoffen...**

**Wahr sein und offen!
Wort ist ein Ding:
Wollen nicht hoffen
Dass ich schon sing...**

**Wort ist ein Ding!
Niemand kann's hassen
Dass ich schon sing
Floskel-belassen**

**Niemand kanns hassen
Doch ist's ein Kampf
Floskel-belassen
Allen ein Krampf.**

Mein erstes Pantum ever. Ich habe gedacht, es sei schwer – aber es ist weit einfacher als die Sestine. Es braucht allerdings mehr Einfühlung, mehr Aufdasgedichtzugehen als die Sestine.

**Das Schiff heisst
Dalla Pietà.
Es fährt den Fluss
Hinauf und hinunter -
Einen Kilometer flussauf
Einen Kilometer flussab -
Röhrt und klatscht
Und die Wellen
Schlagen hart
An die Ufer
Auf dem Enten
Ruhen.
In dem Moment
Da der Motor leiser wird und
Fast verstummt
Ist die Wasseroberfläche
Wieder glatt. Dann
Heult der Motor wieder auf.
Die Enten lassen sich
Ins neblige Uferwasser
Gleiten.**

**Bitte geh jetzt weg!
Hältst du das denn aus?
Blütenfall auf Steg:
Teich ist voller Blaus...**

**Hältst du das denn aus?
Niemand sieht hier klar
Teich ist voller Blaus
Weisst du um Gefahr?**

**Niemand sieht hier klar!
Winsel nur du Hund
Weisst du um Gefahr
Dunkelt letzte Stund?**

**Winsel nur du Hund!
Blütenfall auf Steg
Dunkelt letzte Stund?
Bitte geh jetzt weg!**

Die orange Katze springt aus dem grün flammenden Busch. Ihr Schatten prägt sich der versteppenden Erde ein, Linien eines kreisenden Fingers. Ihr Brüllen erfüllt die dünne Luft mit Zittern und Beben. Ihre Schulterblätter bewegen sich wie stampfende Ölpumpen.

Sie geht an dem Menschen vorbei, sie geht an ihm vorüber, und ihr Brüllen wird zu donnernden Worten. Der Schall der Worte ist wie beissender Rauch und breitet sich aus, die Augen tränen. Ines würgt und hustet.

Die Augen des Tiers sind Mühlsteine der Bitte, Speichel tropft gelb und rosa auf Ines' Hände. Wenn es nur nicht so schrie!

Es legt seine Tatzen auf ihre Schultern und haucht ihm den Schwefelatem ins Gesicht, lässt sich wieder auf die Beine fallen, leicht wie ein oranger Schwamm, die purpurnen Krallen reißen rutschend Fleisch von der Schulter.

Es geht an ihr vorbei, es geht an ihr vorüber, es senkt heulend den Kopf und hebt ihn wieder mit abbrechendem Schrei, die einzelnen Worte fallen wie hochgewürgte Knochen aus seiner Kehle, hart und gleissend, und im Vorüberstreifen das Fell ihre Knie, glühend kalten Federn gleich.

Jetzt kommt es direkt auf sie zu und stösst sie mit dem siebeneckigen Kopf in die Hüfte, dass sie fast den Stand verliert. Der Busch hinter dem Tier breitet seine Grünheit in fahrigem, nervösen Wippbewegungen aus, und wieder streicht das Tier an ihr vorbei, in einer langen Linie streicht es an ihr vorüber, will nicht enden.

Ines fühlt in sich ein Absacken, ein Versacken, als fielen ihre Organe wie schrumpelige Weinbeutel aus dem Leck ihrer Lenden, und gleichzeitig ein Aufsteigen, ein Aufbäumen, als hebe sie jemand auf ein Ross, und ihre Beine sind umzüngelt von roten Rinnsalen, und ihr Spalt schnappt mit seinem Papageienschnabel nach dem erstickenden Duft von Vanille und Senf.

Die Katze hat sich beim Busch hingelegt und öffnet schnaubend den Rachen. In ihren Fängen hängen zwei Marder wie Lappen. Die Worte des Tiers kommen stossweise, beim Einatmen, als wolle die Katze alles Gesagte zurücknehmen.

Die Augen des Tiers sind aufgerichtet wie Bambusblätter. Sie verlaufen auf der Zeichnung des Kopfs wie... Spiegeleier.

Ines beginnt zu lachen und hört das rollende R der Katzenworte. Der Busch, vor dem das Tier sich biegt, streckt seine krähenfüssigen Äste nieder auf die Erde, auf die vielfarbige Erdschillerung. Der Himmel war braun wie Brot.

Ein Auszug aus dem 12. Kapitel der „Bewahrung der Welt“. Ines ist eine der Heldinnen in dem Roman, eine geistig behinderte Jugendliche mit Visionen. Das hier Geschilderte gibt

einen ihrer Träume wieder. Dabei handelt es sich um die erste Skizze zu einem größeren Gedicht, das ich unter dem Titel „Der Eingriff“ in Anlehnung an Spitteler und Klopstock als Epos verfassen möchte; Hiob als Science-Fiction-Geschichte in Versen...

Das Bild des Gottes, wie er auf dem Sinai „an Moses vorbeigeht“, hat mich vor kurzem tief erschüttert, und ich habe sofort die Idee gehabt, Gott als Raubkatze, gelb-orange gestreift, darzustellen, wie er an Moses vorbeistreichet. (Ich stelle mir dieses Streichen elektrisch geladen vor, wie wenn man einen Wollpullover überzieht...)

Hier noch die Stelle in der Lutherbibel:

Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen.

Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. ...

Und der Herr ging vor seinem Angesicht vorüber...

(2. Mose 33, 21-22; 34, 6.)